

„Über dir geht auf der HERR und seine Herrlichkeit erscheint über dir“ Jes 60,2

Letzter Sonntag nach Epiphania

Predigt von Pfarrer Dr. Klaus Müller

Johanneskirche, am 29. Januar 2012

(im Zusammenhang mit der Kantate von Johann Sebastian Bach BWV 14 „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit, so soll Israel sagen“)

Nun wollten wir heute, liebe Gemeinde, noch einmal richtig schwelgen im Lichte der Wahrheit von oben, am Letzten Sonntag nach Epiphania, dem Erscheinungsfest, bis die Tage wieder düsterer werden in Richtung auf Leiden und Passion. Schwelgen und sich Sonnen im Licht, mit einer schönen Musik von Johann Sebastian Bach – da gibt es Zwischentöne und Obertöne und Untertöne und Nebengeräusche, die noch einmal etwas ganz anderes hörbar werden lassen:

Da kriegt es der letzte lichtvolle Sonntag nach Epiphania zu tun mit dem vorgestrigen Gedenktag an die Opfer der nationalsozialistischen Herrschaft, dem 27. Januar.

Da muss sich das eben begonnene Neue Jahr in seiner ganzen Unschuld gleich aussetzen dem Vermächtnis der Geschichte, das den 20. Januar vor 70 Jahren markiert als Startschuss dessen, was man die Endlösung der Judenfrage genannt hat, längst schon vorher beschlossen, aber akribisch geplant auf einer Konferenz am malerischen Wannsee zu Berlin.

Da mischen sich in die Töne des mit hohen Erwartungen verbundenen „Jahres der Kirchenmusik 2012“ nachdenkliche Stimmen über die Rolle und die Bedeutung der Musik in der Schoa.

Es geht nicht einfacher und nicht einfältiger – das Leben mutet uns viel Verwickeltes und Gegensätzliches zu; wir lassen diese Verwicklungen und Gegensätzlichkeiten nicht draußen vor der Kirchentür, sondern bringen sie mit und legen sie dem lebendigen Gott vor die Füße mit Furcht und Zittern und Demut.

Wir halten die Fäden zusammen

und feiern die Epiphanie des Herrn,

werden gewahr der Gottesfinsternis über Auschwitz,

nehmen den Ton der Bachschen Kantate für diesen Epiphaniassonntag auf und ihre Worte, die eigenartig hin- und her spielen zwischen realer Hoffnung und irrealer Erwartung:

„Wär Gott nicht mit uns diese Zeit, so soll Israel sagen, wär Gott nicht, wir hätten müssen verzagen“ –

ich weiß nicht, ob es noch eine Bachkantate gibt mit so vielen „hätte“, „würde“, „wäre“, „müsste“, „sollte“ – wie viele sind in den Lagern verzweifelt an diesem irrealen Realis „wär Gott nicht mit uns diese Zeit“

und versuchen schließlich durch die Musik von Bach hindurch zu hören auf „Des Lagers Stimme“, auf die Rolle der Musik im Holocaust.

I.

„Über dir geht auf der HERR und die Herrlichkeit Gottes erscheint über dir.“ Jesaja 60,2

Ein wunder-schönes Wort! Weil es ein *Wunder* ist, dass es nicht dunkel bleibt über den Menschen. Das ist *schön*. Über dir geht auf der HERR und die Herrlichkeit Gottes erscheint über dir. Das ist die Sprache der Epiphanie.

Gottes Erscheinen ist wie ein Sonnenaufgang über dem Leben eines Menschen. Hell wird es da und warm. Die Strahlen fallen auf das Gesicht eines Menschenkindes und machen es zu einem Kind des Lichts. Gott für uns wie ein Sonnenaufgang!

Wie ein strahlender Akkord und ein reich gestalteter Eingangschorus, wie ihn uns Johann Sebastian Bach in so vielen Kantaten zelebriert.

Über dir geht auf der HERR und die Herrlichkeit Gottes erscheint über dir.

Das gilt, das bleibt uns, davon kommen hier her. Das ist das Deutewort zu Epiphantias, zum gesamten Weihnachts- und Epiphantiasfestkreis, an dem wir das Kommen Gottes feiern. Gott ist im Kommen. Er ist nicht versetzt in den vorzeitigen Ruhestand. Gott ist im Kommen. So wahr es Weihnachten geworden ist. Das mit Gott und seiner göttlichen Herrschaft auf Erden ist keine Utopie, nichts fürs Wolkenkuckucksheim nur, sondern etwas, was seinen Ort gefunden hat, was real Stellung bezogen hat in einem irdischen Stall, in den düsteren Niederungen des Alltagslebens: „Und die Klarheit des Herrn, seine Herrlichkeit, leuchtete um sie“ – Gott ist im Kommen. Und genau das feiern wir heute.

II.

„Über dir geht auf der Ewige, Adonai, seine Ehre, *kavod* legt sich über dich“ – das sind Israels Worte, seit sie Jesaja vor zweieinhalbtausend Jahren zum ersten Mal ausgerichtet hat, 500 Jahre *vor* der wunderbaren Geschichte im Stall zu Bethlehem im jüdischen Lande – da war es Israels Stimme „*kvod adonai alai ch zarach*“ – Gott

mit dir, Gottes Licht bei dir, Israel, in den Düsternissen aller Sklavenhäuser, die Menschen bloß einander bereiten können.

Ja, die Dunkelheiten haben sich schon früh angedeutet und ausgetobt in Israels Geschichte. Über dir geht auf der HERR und die Herrlichkeit Gottes erscheint über dir – mitten in der Ernüchterung des Exils, in dem, was wir nennen die Babylonische Gefangenschaft. Das ist die Zeit, in der Psalmen gesungen werden wie derjenige, den Johann Sebastian Bach aufnimmt für seine Kantate und den vor ihm schon Martin Luther aufgenommen hat für sein Lied „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit, so soll Israel sagen, wenn Menschen wider uns aufstehen, so verschlängen sie uns lebendig“.

In solchen Zeiten entdeckte Israel das Wort neu und noch einmal anders: Die Herrlichkeit Gottes erscheint über dir, wörtlich: die Schwere Gottes (*kavod*) legt sich über dich. Das geht nicht nach dem Motto: „Spot an, die Show beginnt!“ Die Gottesschwere über uns – darum fürchten sich die armen Hirten auf dem Felde, als sie die „Klarheit“ des Herrn (eben die Gottesschwere) über sich wahrnehmen. „Und sie fürchteten sich sehr.“ Darum erschrecken die Jünger bei jener geheimnisvollen Erscheinung mit Jesus auf dem Berge und fallen auf ihr Angesicht. Die Leichtigkeit des Seins ist nicht unbedingt verheißen denen, die unter dem Glanz der Gottesschwere wandeln.

Martin Buber hat die Gottesschwere über Israel radikalisiert in den Ausdruck Gottesfinsternis. Die Erscheinung Gottes ist niemals eine Sound- and Lightshow gewesen – das wäre etwas für religiöse Touristen, aber nicht für biblisch Glaubende. Immer schon: Elia nimmt gerade mal wahr das sanfte Säuseln, eigentlich unübersetzbar ein stummes Etwas. Dem Mose in aller geistlichen Vollmacht verschlägt es die Stimme, Rhetorik strandet und zerschellt am Stein der Gottesferne. Nur noch ein Psalmvers bleibt als letzte Ausflucht: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!“ Gottes Kraft und Dynamis? Nirgend wo anders als in Schwachheit, in der Unzulänglichkeit.

Wie in der Kantate. „Unsere Stärke heißt zu schwach unserm Feind zu widerstehen“, so singt die Sopranarie - so schön, dass man fast vergisst, dass da unsere Schwachheit und Gebrochenheit besungen wird.

„Wär Gott nicht mit uns diese Zeit, so sage Israel“? Nein, viele in Israel konnten es nicht mehr sagen in den Lagern von Sobibor, Treblinka und Auschwitz, haben die Strichlein über dem „a“, die es im Hebräischen gar nicht gibt, nicht mehr gesetzt und gesagt: „Es *war* Gott nicht mit uns diese Zeit“. In der Zeit der Schoa, der äußersten Katastrophe, der Vernichtung, ausgegangen vom Land eines Martin Luther, eines Johann Sebastian Bach, eines Immanuel Kant. „Gott *war* nicht mit uns diese Zeit.“

Es ist eine bleibende Wunde in der Kirchengeschichte, dass viele Christen und Theologen mitgemacht haben. Glauben wir nur nicht, ein Hermann Maas in Heidelberg hätte allzu viele Unterstützer gehabt in seiner Zeit.

Diese kirchliche Lähmung damals hat viel damit zu tun, wie wir als Christen mit Gottes Post an Israel umgehen. Ja, Gott hat Liebeslieder geschrieben an sein Volk, die sind erhalten in dem Buch, das wir Altes Testament nennen und die hebräische Bibel der Juden ist. Und wir Christen haben diese Briefe geöffnet und zuweilen einfach den Adressaten vertauscht: „Strg delete Israel“ und „Strg einfügen Kirche“!

Heute am Beginn des Jahres der Kirchenmusik denken wir einen Augenblick darüber nach, *wie* wir Israels Lieder singen. Ob wir wie in den Gesangbüchern der 40er Jahre „Jakobs Haus“ streichen und den „Samen Abrahams“ tilgen oder das alles stillschweigend 1 zu 1 auf uns beziehen. Wie singen wir Israels Lieder – die Psalmen - so, dass wir sie nicht enteignen?!

Wir sind schon weit gekommen in der Aufarbeitung dieses Kapitels – aber solange 20% der Bevölkerung der BRD noch latent antisemitisch denken, ist noch viel zu tun. Und in kirchlichen Kreisen seien es, so sagt der jüngste Antisemitismusbericht der Bundesregierung, noch mehr. „Nur wenn die Kirche kapiert, dass sie ein Teil des Problems ist, wird sie zu seiner Lösung beitragen können.“ Wir dürfen als Christen das Fest der Epiphanie in Worten und Liedern nicht mehr länger um den Preis einer Verdunklung der jüdisch- oder andersglaubenden Mitmenschen feiern.

III.

Gibt es im Grauen des Holocaust Musik? Die Gottesgabe der Musik in den Lagern der Vernichtung? Ladislaus Süß, ein Entronnener, sagt: „Musik war für mich eine Durchhalteparole im KZ, nur – es gab sie nicht.“

Doch, schon, wir wissen das, auch in unserer Gemeinde. Wir haben schon 2 mal drüben im großen Saal „Brundibar“ musiziert, die Kinderoper aus Theresienstadt; Inge Auerbacher hat uns darüber erzählt. Über 50 mal aufgeführt, zwischen 1942 und 44 geradezu ein Lebenselixier für alle, die mit musiziert haben oder auch einfach nur zugehört, solange bis im September 1944 der Nazi-Propagandafilm über das Vorzeigelager Theresienstadt abgedreht war und die Transporte nach Auschwitz liefen, wo die jungen Musiker mitsamt dem Komponisten Hans Krása und vielen vielen anderen in den Gaskammern umkamen.

Wenn wir Brundibar musizieren und auch die Kantate heute im Bewusstsein der Schoa, dann ehren wir die Opfer und rufen ihre Musik wach, geben ihnen ein bisschen von dem Leben zurück, das ihnen genommen wurde. Es ist ein Hauch von Epiphanie inmitten der Gottesschwere.

Die Musik im Lager bewegt sich zwischen Folter und Bedürfnis.

Es gibt da nichts zu idealisieren – die meisten Opfer starben sang- und klanglos. Und doch existiert die Musik, sie ist, solange der Mensch ist. Sie ist Form des Widerstands – in all der ohnmächtigen Dynamik, die eben in Musiknoten steckt; sie ist Kraftquelle, aber auch Gegenstand teuflischen Missbrauchs. Missbrauchte und vergewaltigte Musik – die Nazi-Bewegung wäre nur halb so erfolgreich gewesen ohne die Musik. „Ein Lied!“ schreien die SS-Posten, wenn es zum Appell geht. „Spielt auf! Musik!“ man braucht und missbraucht sie zum Empfang der Todgeweihten an den Toren von Auschwitz.

Im Todeslager gab es Musik.

Beides ging da zusammen: Von der I.G. Farben mit Hauptsitz in Frankfurt wurde Zyklon-B-Gas nach Auschwitz bestellt und Musikinstrumente von der Firma Walter Köhler in Gleiwitz.

Ja, in Auschwitz gab es – vom Lagerkommandanten verordnet - Frauenorchester und Männerorchester und Blaskapellen – Musik, um den Tod zu umspielen und zu verbrämen – und: ihm zu entgehen, vorläufig jedenfalls. „Solange ich spiele, lebe ich noch!“ Und wenn es ein Unterhaltungskonzert für die Lagerleitung ist.

Dirigentin des Frauenorchesters war zeitweise die damals weltberühmte Geigerin Alma Rosé, die Nichte des Komponisten Gustav Mahler. Das Orchester – entstanden aus einer Laune des Auschwitz-Kommandanten – musste bei der Ankunft der Häftlinge im Lager spielen, bei den Selektionen, im Kranken- und Versuchsblock.

Anita Lasker-Wallfisch, ein Orchestermitglied, erinnert sich: „Wir gaben Konzerte, ob man es glaubt oder nicht, an Sonntagen, manchmal im Freien zwischen Lager A und B oder im Revier. Außerdem mussten wir immer bereit sein, etwas zu spielen, wenn SS-Leute in unseren Block kamen. Sie kamen meistens um sich von den „Strapazen“ zu erholen, bei denen sie entschieden, wer leben und wer sterben sollte. Bei einer solchen Gelegenheit spielte ich die Träumerei von Schumann für Dr. Mengele, dem berüchtigten Lagerarzt....“

„... spielt süßer den Tod“, so dichtet Paul Celan in seiner grandiosen Todesfuge, „spielt süßer den Tod, ... der Tod ist ein Meister aus Deutschland ... streicht dunkler die Geigen, dann steigt ihr als Rauch in die Luft ... spielt auf nun zum Tanz ...“

Das ist das Perverseste, was der Musik je passiert ist in der Menschheitsgeschichte.

„Spielt lauter“, um das Morden zu überspielen und zu übertönen.

Jacques Strumsa, ein Jude aus Saloniki, der Geiger von Auschwitz, an seinem Unterarm eingebrannt die Häftlingsnummer 121097, wurde sonntags vom Lagerleiter ins Lazarett abkommandiert, um Mozart und Bach zu spielen. Jahrzehnte später begegnet Jacques Strumsa in einer Cafeteria in Haifa einem alten gebrochenen Mann, der ihn urplötzlich forschend und dann leicht lächelnd ansieht und sagt:

„Jacques Strumsa, der Geiger von Auschwitz, Sie haben damals im Lager Bach und Mozart gespielt – das hielt mich am Leben!“

Musik zwischen Folter und Lebensborn.

Alles begann mit einem Lied – schon 1933 im KZ Börgermoor im Emsland entstanden -, das dann sehr bekannt wurde und geradezu zu einem *der* antifaschistischen Widerstandsliedern - Das Lied von den Moorsoldaten:

„Wohin auch das Auge blicket, Moor und Heide nur ringsum / Vogelsang uns nicht erquicket, Eichen stehen kahl und krumm. / Wir sind die Moorsoldaten und ziehen mit dem Spaten ins Moor.“

Das ist vorsichtiger, aber doch deutlicher Ausdruck des Protestes gegen das Arbeitslager, gegen Zwangsarbeit und Entmenschlichung. Nur die Musik, nichts anderes konnte mehr ein solcher Hort sein, sich wenigstens noch etwas wie ein Mensch zu fühlen. Und die letzte Strophe endet – hoffnungsvoll, aber vielleicht auch illusorisch:

„Doch für uns gibt es kein Klagen, ewig kann's nicht Winter sein. / Einmal werden froh wir sagen: Heimat, du bist wieder mein. / Dann ziehn die Moorsoldaten *nicht* mehr mit dem Spaten ins Moor!“

Wenn wir heute und während dieses ganzen Jahres der Kirchenmusik Bach spielen und all die wunderschöne Musik, dann ist uns die moralische Verpflichtung mitgegeben, das Lied der Moorsoldaten mitzuhören als ein Continuo, eine mittragende Begleitstimme, die den Tausenden und Millionen weiter Stimme gibt, denen man den Mund verboten hat und die man für immer zum Schweigen brachte.

Zu viele haben die Befreiung nicht mehr erlebt und die Heimat nicht mehr gesehen. Es hat sich die Gottesfinsternis über ihnen nicht mehr gelichtet, so dass sie hätten rufen können wie wir es heute tun und wie wir es erhoffen für uns und alle Menschen dieser Erde:

„Über dir geht auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint über dir.“

Amen